

# Nur eine Katze

Autor(en): **Gartmann, Ulrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **13 (1971)**

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-550482>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Nur eine Katze

Erzählung von Ulrich Gartmann

*Ulrich Gartmann veröffentlichte im Jahre 1946 unter dem Pseudonym Felix Camani den Roman «Peter Bandlis glücklicher Winter», der das hohe Lob der Kritik fand. Geboren am 28. Februar 1891 als Safier Bürger, erwarb sich Ulrich Gartmann das bündnerische Lehrerpapent und wirkte als Schulmeister in Arezen und Thal SG. Nach erreichter Pensionierung kehrte er in seinen Heimatkanton zurück. Er lebt heute zurückgezogen in Rothenbrunnen. Die schriftstellerische Begabung Gartmanns fand bisher in seiner Heimat freilich nicht die genügende Beachtung. Das dürfte mit dem verhaltenen, gegenüber jeder Publizität abgeneigten Wesen des wortkargen Safiers zusammenhängen. Ulrich Gartmann kann und will nicht für sich weibel. Seine zahlreichen Erzählungen und Skizzen, die er verfaßte, streut er nicht aus. Wer sich um sie interessiert, muß sie sich bei ihm holen. An seinem ersten Roman, der ein voller Erfolg wurde, hatte er Jahr um Jahr gearbeitet. Später wob und*

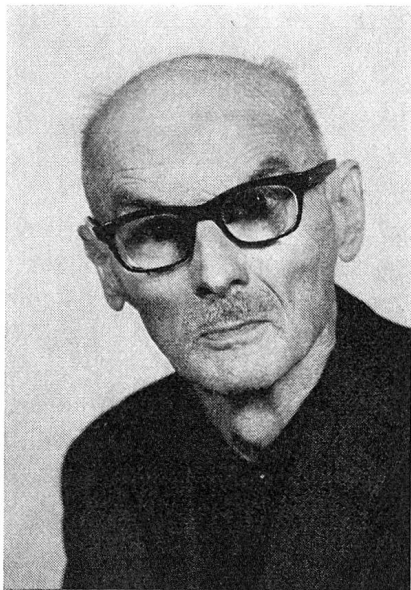
*feilte er an einem zweiten Roman, um ihn dann aber über mehr als 15 Jahre bei sich unter Beschluß zu behalten. Ob er je veröffentlicht wird, ist ungewiß.*

*Zum Anlaß des bevorstehenden 80. Geburtstages des Schriftstellers veröffentlichen wir nachfolgend eine Erzählung aus seiner Feder, die belegt, daß in unsern Marken ein echter Prosadichter deutscher Zunge zu Hause ist.*

✱

Vor etlichen Monaten hatte ich in einem abgelegenen Orte zu tun, weitab von der Stadt, in der ich wohne, einem Dörfchen, in dem ich vorher nie gewesen war und das ich kaum jemals wieder sehen werde. Es war noch früher Nachmittag, als ich mein Geschäft erledigt sah, ich blätterte im Fahrplan und bemerkte zu meinem Mißfallen, daß ich noch mehr als zwei Stunden auf das Lokalzüglein zu warten hatte, das mich wieder heimzu führen sollte.

Es war ein grauer, ungueter Oktobertag, Regen rieselte, ich suchte Obdach und fand es im nahen Wirtshause. Auf der Wandbank hinter dem einzigen Tische der niederen Schankstube saß ein einsamer Gast. Ich setzte mich mit einem Grußwort ihm gegenüber, erhielt aber keinen Bescheid. Der Mann hatte ein halbvolles Gläschen Brantwein vor sich und auf seinem Schoße eine weiße Katze, die er immerfort streichelte und mit zärtlich gemurmelten Koseworten bedachte. Ich erhielt mein Glas Wein, das bedienende Mädchen



Der Autor

verschwand mit einem kurzen «Wohl bekomm's», und ich hatte Muße, den Gesellen mir gegenüber zu mustern, der mich gar nicht bemerkt zu haben schien.

Er mochte zwischen fünfzig und sechzig sein, vielleicht nahe an sechzig. Ungepflegtes, stark angegrautes Haar über einer hohen Stirne, melancholische dunkle Augen, vergrämtes, zerfurchtes Gesicht, das einmal einem hübschen Jungen gehört haben mochte, doch hatte ihm das Leben um Mund und Nase harte, böse Linien eingeschrieben, die nicht übereinstimmen wollten mit der weichen Trauer, die sein Antlitz verschattete. Tagelöhner? Bauer? Mein zweiter Blick sagte nein. Sein kragenloses, nicht sehr sauberes Hemd stand offen, auf Rock und Weste glänzten Fettflecken, am Ellenbogen klaffte ein ausgefranstes Loch — und dennoch: ein Tagelöhner war das nicht. Auch kein Bauer, kein Handwerker, seine Hände waren trotz der schwarz geränderten Fingernägel fein und irgendwie gepflegt. Ein pensionierter Beamter oder so etwas, schloß ich, ein Junggeselle oder Witwer, für den zu Hause niemand sorgt, der seine Zeit im Wirtshause totschrägt, weil er sonst nichts damit anzufangen weiß, verdumpft, versumpft. — Nun, ich hatte später einigen Grund, mein Urteil zu berichtigen.

«Sie sind offenbar ein Katzenfreund», redete ich ihn an, als er, unentwegt sich mit seiner Katze beschäftigend, mich beharrlich unbeachtet ließ.

Er schaute flüchtig auf. «Sie nicht?», fragte er kurz und streichelte murmelnd weiter.

«Nein, wirklich nicht. Hundefreund schon eher. Aber in meiner hochgelegenen Wohnung mitten in der Stadt kann ich mir keinen Hund halten. Schade. — Ein Rassehund» fuhr ich fort, als er sich eigensinnig wieder über sein Katzenvieh geneigt hatte, «ein Rassehund ist doch gewiß ein edles Tier. Anhänglich, treu, klug, ein guter Kamerad. Eine Katze aber — ist eben eine Katze. Falsch — ,falsch wie eine Katze' sagt man doch! — eben weil auch die gezähmte Katze ihre Raubtiernatur nicht verleugnen, nicht ablegen kann. Anhäng-

lich vielleicht an das Haus, das ihr im Winter ein Dach, an den Menschen, solange er ihr zu fressen gibt. Und wie steht es mit der Kugheit, der Intelligenz? Nun ja, ein Schimmer davon mag vorhanden sein. Gerade so viel und nicht mehr, als dem Tier für seinen Mörderberuf notwendig ist.»

«So?» fuhr mich der Alte heftig an. Dann wandte er sich mit einem Achselzucken ab. «Nun, die Katzen, die Sie kennen, mögen auch danach sein.»

«Katzen sind Katzen, ich sage es noch einmal», glaubte ich ihn belehren zu müssen. «Eine genau wie die andere. Wie sollte es auch bei den ganz und gar instinktgebundenen Säugetieren irgendwie bemerkenswerte individuelle Unterschiede geben können! Bei hochgezüchteten Hunden und Pferden vielleicht in einem immerhin sehr beschränkten Grade. Und natürlich bei einigen Anthropoiden, beim Schimpansen, beim Orang. Das Vorrecht individueller Entwicklung hat die Schöpfung nur dem Menschen anvertraut. — Ein fragwürdiges Vorrecht, muß man sich oft genug sagen.»

Der Mann mir gegenüber saß ein Weilchen sinnend da. Ein schmerzliches Zucken ging ein paarmal über sein Gesicht, als quälte ihn eine Erinnerung. Dann richtete er sich auf, schob die Katze von seinen Knien: «Geh!» Eine gute Weile sah er mich schweigend an, als suchte er in meinen Zügen etwas, was er dort nicht zu finden schien. Dann begann er zu sprechen.

«Sie scheinen ein gelehrter Herr zu sein. Ich bin es nicht, bin es nicht mehr, — nein, ich war es nie. Aber eines habe ich vor ihnen voraus! Ich habe es erlebt, was ein niederes Säugetier, wie Sie es nennen, sein kann, ich habe es erlebt, was es einem Menschen sein kann. Ich will Ihnen ein wenig von meinem Kätzchen erzählen. Nicht um recht zu behalten, es geht mir nicht um mich. Es geht mir um mein Kätzchen, das lasse ich mir nicht verschimpfieren. — Nicht um diese phlegmatische weiße Dame da», er wies auf die Katze, die jetzt neben ihm auf der Bank lag und schlief. «Nein, um mein, mein Kätz-

chen. Könnte ich es doch so erzählen, daß Sie mir nachher mein liebes Kätzchen nicht mehr verlästern!»

\*

«Es war im letzten Dezember, gegen Ende des Monats, um Weihnachten herum, — ja, es war am Nachweihnachtstage. Ich hatte einen Freund auf Besuch, er hatte auch seinen Hund mitgebracht, einen schottischen Schäfer oder so etwas, einen von Ihren Rassehunden. Es war ein wolkiger Tag mit seltenen Sonnenblicken, wir machten einen Morgenspaziergang, mein Freund, sein Hund und ich. Der Weg führte uns weit hinaus ins Feld, zuerst durch Wiesen, dann durch Buschwald an einen ziemlich breiten, reißenden Bach ohne Steg, der dem Rassehund einige Mühe machte, dann lange durch eine von Erlen und Föhren bestandene Niederung, ehemaliges Sumpfland. Nach einer Stunde ungefähr lichtete sich der Wald, links stieg ein Wiesenrain sanft empor, rechts fiel der Hang steil ab zu einem Bächlein.

Da sah ich ein winziges Kätzchen am Wege sitzen und sich sonnen. Der Hund bemerkte es natürlich auch und fuhr mit Knurren und Heulen auf das Tierchen los, das sich indes rasch in eine Furche des Steilhangs flüchtete und unter einem dort liegenden Haufen von Ästen und Reisig verbarg.

Ich weiß nicht, was mich dazu trieb, auf das Tierchen Jagd zu machen. Es war wohl Erbarmen, weihnachtliches Erbarmen, ich bin sonst nicht so. Wie war dieses winzige Wesen hierher geraten? Weit und breit kein Haus, kein Stall, — hatte es ich verlaufen? Hatte man es weiter oben in den Bach geworfen, der ein paar Meter weiter hinten den Wiesenrain herunterplätscherte, und hatte es sich hier herausgerettet und unter seinen Reishaufen geflüchtet?

Es gelang mir nicht, des Flüchtigen habhaft zu werden, er hatte unter dem dichten Gewirre von Ästen, in dem es auch an Dornen nicht fehlte, seine Kammern und Gänge und entwischte mir immer wieder. Mein Freund mußte mir helfen, und von beiden Seiten bedrängt, geriet er endlich in meine

Hände, in meine Arme. Ein armseliges Geschöpfchen! Federleicht, nichts als Haut und Knochen, sicher hatte es schon viele Tage hier gehaust und von Gras und Wasser gelebt, ein Wunder, daß es den Raubvögeln und Krähen entgangen war.

«Mein Weihnachtsgeschenk!» rief ich lachend, — ich hatte mein Weihnachtsgeschenk zu verteidigen. Der Hund gab keine Ruhe, er sprang zähnefletschend an mir empor, das Tierchen in meinen Armen zitterte am ganzen Leibe, aber Donnerwetter noch einmal, es knurrte und fauchte wie ein ausgewachsener Kater, der Hund da mochte sich hüten!

Von diesem Augenblicke an hatte ich es lieb. Es war ein dunkel und rötlichbraun geflecktes Katerchen mit großen, spitzen Ohren über einem sehr lieblichen Köpfchen, das ihm später viele Herzen gewann. — Lieblich? Nein, das ist nicht das richtige Wort. Es war kein harmlos freundliches Katzenkind, dazu hatte es wohl zu böse Tage durchlebt, es lag etwas Besonderes in diesem Gesichtchen, ein Schimmer von — wie soll ich es nennen — von wehrhafter Melancholie. Aber auch das ist nicht das rechte Wort, gewiß ist nur, daß dieses Unnennbare mein Herz vollends gewann.

Wir wanderten auf einem weiten Umwege heim und fanden diesmal eine Brücke. Der Hund gab auch jetzt noch keine Ruhe, trotz den scharfen Befehlen meines Freundes, mein Schützling hatte noch mehrmals Anlaß zum Fauchen und Knurren, ich mußte ihn mit beiden Händen festhalten, damit er mir nicht entlief.

Zur Mittagszeit kamen wir heim. Meine Haushälterin stand unter der offenen Tür, um nach uns auszuschaun. «Was bringen Sie mir da nach Hause!» begann sie zu schelten. «Das kommt mir nicht ins Haus.» Ich legte ihr das Tierchen in den Arm, sie sah es an, einen Augenblick lang, dann trug sie es ohne ein Wort mehr zu sagen in den Keller, dem Hunde die Tür vor der Nase zuschlagend, rannte in die Küche und brachte ihm ein Tellerchen warme Milch. Wir standen alle

drei, diesmal ohne den Hund, um das Tierchen herum und sahen zu, wie es sich sättigte. Es läppelte so eifrig mit seinem roten Zünglein, daß der Teller klirrend im Kreise herumfuhr, und — wie machte es das nur möglich! — es schnurrte, schnurrte dazu, meiner guten Babette stand das Wasser in den Augen.

\*

Der Erzähler hielt einen Augenblick inne, ein Nachglanz des geschilderten Glückstages lag auf seinem Gesicht. Ich bestellte für uns beide einen Wein, den er ohne Widerrede annahm, dann fuhr er fort.

«Das kleine Kerlchen bekam es gut. Meine Babette hatte nicht weniger den Narren an ihm gefressen als ich. Den Tag darauf fiel tiefer Schnee, dann wurde es winterlich kalt. Wie wäre es ihm da wohl unter seinem Reishaufen ergangen? Bei uns hatte es ein weiches Bettchen unten im Kellerraum, wo der Ofen der Zentralheizung stand. Dort schlief es und trank Milch und schlief wieder, bis der böse Hund fort war, dann durfte es herauf in die Stube. Da gab es freilich noch allerlei zu lernen, was draußen in der Reishöhle viel weniger Bedenken erfordert hatte, Babette verstand da keinen Spaß. Ich hatte einen Kübel voll Sand zu holen, damit richtete sie ihm vor dem Kohlenhaufen zwei Felder, setzte den verdutzten Lehrling hin, wenn sie die Zeit für gekommen hielt: «So, hier hast du deine Geschäfte zu besorgen, hier das eine, hier das andere.» Das war nun wohl ein bißchen schwierig zu lernen, aber oh, unser Kleiner hatte große Ohren, das ist doch ein Merkmal für Intelligenz, nicht? Nur die beiden Felder verwechselte er zu Babettens Verdruß immer wieder, und daß er die Spuren seiner Tätigkeit nicht mit Kohlenbröcklein zudecken sollte, das lernte er überhaupt nicht, das ging wider seine Natur.

Aber Babette konnte mit den Erfolgen ihrer erzieherischen Bemühung im großen und ganzen zufrieden sein. «Geh jetzt und mach ein Bieselchen» befahl sie, und der Kleine drückte sich durch die offene Kellertür, stieg die Stufen hinunter und bemühte sich, gehorsam zu

sein. Der Spitzbube merkte allmählich, daß er erst in die Stube kommen durfte, wenn er den geforderten Pflichten Genüge getan hatte. Da kam es denn nicht selten vor, daß er unser beider Anwesenheit im Keller demonstrativ dazu benützte, die beiden Sandvierecke aufzusuchen, zu seinem Leidwesen nicht immer mit Erfolg, denn nicht wahr, wo nichts ist, kann nichts werden. Das aber erreichte er damit, daß wir ihn abwechselnd ans Herz drückten und ihn wieder in die Stube heraufholten.

Ich darf freilich nicht verschweigen, daß ihm am Anfang zwei oder drei Mal in der Stube ein kleines Malheur passierte, wofür er dann mit seinem Näschen arg zu büßen hatte und unsanft in den Keller abgeschoben wurde. Stieg ich dann ein paar Stunden später zu ihm hinunter, so bekundete er laute Reue, strichum meine Beine, bat mit vielen Miaus um Verzeihung, stieg auf meinen Rücken und drückte sein Köpfchen eng an meine Wange, erst auf die eine, dann auf die andere.

Katzenschlauheit? Oh nein, er hatte mich wirklich lieb, der kleine Kerl. Er ließ mich nie aus den Augen, folgte mir nach, wo ich auch ging, damit ich ihm ja nicht abhanden komme. Lag ich im Lehnstuhl, so dauerte es nie lange, bis er zu mir heraufsprang und sich eng an mich gedrückt auf meinem Schoß zusammenkugelte, so, als wollte er sagen: Bei dir fühle ich mich sicher, bei dir bin ich daheim. Da geschah es denn freilich fast immer, daß ich alter Narr mein Tierchen viertelstundenlang, halbstundenlang streichelte und ihm versicherte, daß ich es ganz gewiß lieb hätte und daß es ganz gewiß nie wieder in sein böses Staudenloch zurück müsse.»

Mit einem qualvollen «Jaja» hielt er plötzlich inne. Er preßte die Lippen zusammen, der harte, böse Zug um Mund und Nase trat schärfer als je zu Tage. Ein Weilchen schwieg er still, ich fühle, daß etwas an seinem Herzen nagte und riß, dann fuhr er fort, weicher und wärmer noch als vorher.

«Glückliche, glückliche erste Tage! — Und auch später, lange noch. Er war so wißbegie-

rig, der kleine Kerl! Stieg ich am Morgen früh in den Keller hinunter, um die Heizung zu besorgen, so sah er sich von meinem Rücken aus alle Hantierungen aufs genaueste an, er gab genau acht, ob ich seine Sandfeldchen richtig reinigte und erneuerte, er musterte und kannte jedes Gerät auf meinem Schreibtisch, er leerte sorgfältig meinen Papierkorb und legte sich nach getaner Arbeit darein zur Ruhe. Und als er zum erstenmal am Radio den Nachrichtendienst hörte, das hätten Sie sehen sollen, wie er sich mit den Vorderfüßchen gegen den Apparat stemmte, den Hals reckte und acht gab! Ja, er schlenderte sogar der untersten Reihe meiner Bücherwand entlang und studierte aufmerksam die Buchtitel, — ich will zugeben, daß er da wahrscheinlich nach Fliegen suchte.

Und wie er spielte! Ein lebhaftes, lebhaftes Kerlchen! Er haschte nach jedem Bändchen, das sich irgendwo bewegte, nun, Babette hatte ihn auch reichlich mit Spielsachen versorgt. Ein Schwämmchen, mit dem er Maus spielte, fand seinen besonderen Beifall, und recht manches holte er sich auch von Babettens Nähtisch und von meinem Schreibtisch. Und wie er sich auf die Seite legte und mit unglaublich langem Arm unter den Bücherschrank oder unter den Schreibtisch angelte, wenn ihm seine Röllchen und Bällchen dorthin entwischten! Konnte er sie nicht erreichen, so setzte er sich hin und sah mich an, er wußte: er holt mir's schon. Und richtig, «er» legte sich jedesmal längelang hin und fischte das Verlorene wieder ans Licht.

Alle Katzen sind sich gleich? Niemals, mein Herr! Ich habe niemals ein Tierchen so klug, so einfallsreich spielen sehen. Aber alles, was ich hier sage, sind nur Worte. Kann man mit Worten die Grazie eines spielenden Kätzchens schildern?»

«Das muß man mit Augen sehen» nickte ich. «Und ich hätte wirklich Lust, mir dieses ganz besondere Tierchen einmal anzusehen. Kann man das? Ich habe noch Zeit.»

Alle Wärme und Weichheit war wieder aus dem Antlitz des Erzählers gewichen. «Nein, man kann es nicht» antwortete er tonlos.

«Nicht? Haben Sie es denn fortgegeben?»

«Nein.» Und als ich ihn fragend ansah: «Es ist tot.»

«Tot?» rief ich mit wirklichem Bedauern. Dann war es also doch nicht gesund? Hat von seiner Hungerszeit einen Schaden davongetragen?»

«Nein. Das Tierchen war gesund und lebenskräftig wie nur eines.»

«Also verunfallt? Überfahren?»

«Nein. Umgebracht. Gemordet.»

«Gemordet?» wiederholte ich aufrichtig betrübt. «Ja, es gibt solche bösen Gesellen. Hoffentlich hat er die gebührende Strafe erhalten.»

«Ja, er ist bestraft.»

Ich schwieg und starrte den Mann vor mir betroffen an. Schon die seltsam karge, scheue Art seiner Antworten hatte mich sonderbar berührt, nun sah ich, daß ein bodenloses Leid in seinen Augen lag, es war da etwas verborgen, an das ich nicht zu rühren wagte. Eine gute Weile schwiegen wir beide still.

Endlich begann er zu sprechen, stockend zuerst und leise. «Sie wohnen weit von hier, werden kaum wieder einmal hierher zurückkehren. Sie haben für mein totes Kätzchen Teilnahme gezeigt: Sie sollen alles wissen. Ich habe Ihnen das Letzte und Beste von meinem Kerlchen noch gar nicht gesagt und nicht das Schlimmste von dem, der es mordete. Von mir, Herr, von mir, mir! — Ich will Ihnen alles erzählen, alles, von dem im Dorfe niemand weiß. Vielleicht erleichtert es mir ein wenig das Herz. Erwarteten Sie keine heitere und noch weniger eine erbauliche Geschichte. Hier ist sie.»

\*

«Mitte Februar verließ mich meine Haushälterin Babette. Einer ihrer Brüder hatte seine Frau verloren und stand nun allein mit ein paar Kindern, ich durfte sie nicht halten wollen. Ich suchte und fand Ersatz durch Zeitungsinserat. Es erschien eine Person, die gleich von Anfang an feindlich gegen mein Kätzchen eingestellt war. Noch bevor sie das Haus betrat, auf der Türschwelle schon, versetzte sie ihm einen Fußtritt, als es zutrau-

lich ihre Schuhe beroch, und fragte unwillig, dieses Katzenvieh werde doch hoffentlich nicht zur Haushaltung gehören. Mein wehrhaftes Katerchen vergalt Feindschaft gebührend mit Feindschaft, es zerkratzte dem Fräulein nachdrücklich die Hände, als dieses sich mir zuliebe einmal ein wenig mit ihm beschäftigten wollte, oh, es wußte seine Krallen zu gebrauchen! Von da an war keine Veröhnung mehr möglich. Ich hatte mein Kerlchen selber zu füttern und sehr achtzugeben, daß ihm nicht hinterrücks ein Leid geschah. Jeden Tag wieder lag mir die üble Person mit der Forderung in den Ohren, ich möchte «das Mistvieh fortzun». Nein, nicht etwa fortgeben, töten sollte ich es, erwürgen, ihm mit der Axt den Kopf abschlagen, es steckte ein knirschender Haß in dem Frauenzimmer.

Warum ich es nicht zum Teufel jagte? Herr, es war ein junges Weibsbild, und es war schön. Üppig gewachsen, lieblich von Angesicht, von dieser verfluchten Schönheit, die uns Männern das Blut im Leibe sieden macht. Und ich bin auf diesem Felde schon immer schwach, schwach gewesen.

Das Mensch wickelte mich ein wie die Spinne ihr Opfer, von Tag zu Tag dichter, am Anfang des März hatte sie mich so weit.

Der Winter war wieder eingebrochen mit Macht, draußen lag tiefer Schnee, und das Thermometer zeigte zwanzig Grad unter Null. Das Kätzchen lag im Keller in seinem warmen Bettchen. Wir beide saßen noch in der Stube, in später Stunde, ich bedrängte die schöne Teufelin in brünstiger Gier, ich bat, ich flehte, endlich gab sie nach. «Wenn du dein Katzenvieh dorthin bringt, wo du es hergeholt hast, dann — !» Sie saß vor mir auf dem Sopha, ihr Rock hatte sich über die Knie hinauf verschoben. «Aber doch nicht jetzt, in dieser eiskalten Nacht!», hatte ich noch die Kraft zu sagen. «Jetzt, gerade jetzt» lächelte die Teufelin. «Und wenn du zurückkommst, steht dir meine Kammer offen.»

Herr, ich erlag. Mit zitternden Händen knüpfte ich die Nestel meiner Schuhe, mit denen mein armes Tierchen so oft gespielt hatte, ich zog den warmen Rock an, stülpte mir

den Hut aufs Haar. Dann stieg ich hinunter in den Keller. Mein Kätzchen erhob sich wie jedesmal, wenn es mich sah, erst machte es seinen Buckel und gähnte, dann stieg es auf meinen Rücken, auf meine Schulter. Auf der Türschwelle warf es mir mit seinen Liebkosungen den Hut vom Kopfe, ich ließ ihn liegen, stürmte dem Staudenloch zu. Mein Kerlchen kuschelte sich unter meinem Rocke eng an meine Brust, es konnte ihm ja nichts geschehen, ich war ja bei ihm, nicht wahr?

Nein, ich wollte das Tierchen nicht umbringen, sicher nicht. Es war ein zähes Kerlchen und hatte ja schon viele Nächte dort draußen zugebracht, und am Morgen würde ich es holen, das versprach ich mir tausendmal.

Ich kam zum Staudenloch. Ich setzte das Kätzchen in den Schnee, es rieb sein Köpfchen an meinen Schuhen, während ich den Reisighaufen aufwühlte bis auf den Grund. Dort setzte ich das sich sträubende Tierchen hinein, nachdem ich es ein paarmal stöhnend ans Herz gedrückt hatte. Ich legte Äste und Reisig auf das Loch, dann rannte ich davon, vom Teufel besessen, mit beiden Händen auf den Ohren, ich weiß nicht, ob mein Kleines hinter mir her gerufen hat.

Ich rannte, rannte, setzte über den Bach, kam nach Hause. Und da — das Herz stand mir still vor freudigem Schreck — da wartete es ja, mein Tierchen, hockte auf der Türschwelle und erwartete mich! Tränen der Freude sprangen mir heiß aus den Augen. Ich bückte mich, um es in die Arme zu schließen, — oh nein, nein, es war nicht das Kätzchen, es war mein Hut, den es mir beim Fortgehen vom Kopfe gestoßen.

Ich — weiß nicht, was mir in diesem Augenblicke geschah. — Doch, ich weiß es! Ich öffnete die Tür. «Kommst du endlich?» hörte ich von der Kammer her rufen, — ich schlug die Türe hart zu und rannte wieder dem Staudenloch entgegen. Da war der Bach, ich glitt auf dem blanken Eise des Ufers aus und fiel der ganzen Länge nach ins Wasser, prustend, mit blinden Augen eilte ich weiter.

Ich kam zum Staudenloch, aber mein Tierchen war nicht mehr da! Ich zerrte den ganzen Haufen auseinander, ich stieg hinunter an das Bächlein, das dort lief, es war zugeföhren, ich suchte am Wiesenrain, ich rief, ich schrie. Stundenlang. Umsonst.

Es graute schon der Morgen, als ich mit wehem Herzen heimzu schritt. Da fand ich es. Es lag am Bache auf dem blanken Eise, keine zehn Minuten vom Hause entfernt. Der weite, ungebahnte Weg — ein Wunder, daß mein armes Kerlchen so weit gekommen war. Hier hatte sein Herzchen endlich versagt. Aus Müdigkeit, aus Kummer, weil sein geliebter Meister es verlassen hatte.

Ich nahm es in die Arme, suchte es durch Reiben seiner Glieder zu erwecken. Ja, sein Leben flackerte noch einmal auf, aber nicht lange, es lebte gerade noch lange genug, um dem Schufte, der es verraten, die Hand zu lecken und — — »

«Genug, genug, hören Sie auf!» rief ich erschüttert.

«Ja. Es war genug. Genug auch für mich. Es bleibt auch nicht mehr viel zu sagen.

Ich trug mein totes Tierlein heim und legte es in sein Bettchen.

Zweierlei war noch zu tun. Ich trat in die Küche, wo ich die Unholdin hantieren hörte. Ich entließ sie vom Platze weg, auf der Stelle. Sie wollte zuerst herausmaulen, ein kurzer Blick auf mein Gesicht genügte, um sie zum Schweigen zu bringen. Vielleicht geschah ihr Unrecht, es war mir wenig darum zu tun, Recht und Unrecht abzuwägen. Sie erhielt den Lohn für den ganzen Rest des Monats ausbezahlt und noch ein Stück Geld obendrein. Mitten im Vormittag fuhr ihr Zug. Ich sah der Jungfer von der Türschwelle aus nach, als sie mit ihrem Koffer dem Bahnhof zueilte und wußte, daß nun alle Weibersucht abgetan war für immer, ich weiß es heute noch, — mein Kätzchen hat also doch nicht umsonst gelebt.

Mein Haus steht am Dorfrande, zwei- oder dreihundert Meter dahinter zieht sich ein Buschstreifen hin, von meinem Stuben- und

Kammerfenster aus gut zu sehen. Dort grub ich am frühen Nachmittage meinem Tierchen das Grab. Schwere Arbeit und nicht darum am schwersten, weil der Boden weit hinunter steinhart geföhren war. Es hatte noch immer sein trotzigschönes Gesichtchen, das mir einst Rätsel aufgegeben hatte, jetzt barg es keine Rätsel mehr, es war der frühe Tod, der darin geschrieben stand. Ich gab ihm ein paar von seinen liebsten Spielzeugen mit in die Grube, ein blaues Gummibällchen, ein Stoffbällchen, meinen Radiergummi. Gern hätte ich ihm auch sein Schwämmchen mitgegeben, aber ich konnte es nicht finden. Ich habe es heute noch nicht gefunden, der kleine Kerl hatte die Gewohnheit, seine Spielsachen an den unmöglichsten Orten zu verbergen, wo er sie dann oft Tage später mit langem, langem Arm wieder hervorgrübelte.

Seither lebe ich allein. Es wird wohl alles ein bißchen vernachlässigt, in Haus und Garten und auch in meiner Kleidung. Ich weiß es wohl, ich verstehe mich eben nicht aufs Haushalten, mag mich auch nicht darum bekümmern. Aber ich muß allein sein. Es braucht niemand zu hören, was ich mit meinem Katzenkerlchen rede, es ist immer um mich. Es erhebt sich des Morgens buckelnd von seinem Lager und springt mir auf den Rücken, es hockt neben mir am Eßtisch und wartet auf ein gutes Bröcklein, es sitzt auf der Türschwelle und schaut nach mir aus, wenn ich von einem Ausgange heimkomme, es sitzt draußen am Wegkreuz und bittet mich, nicht weiter fortzugehen, damit es das Haus nicht aus den Augen verliere.

\*

«Nur wenige Worte noch. Ich danke Ihnen, daß Sie mir mit so viel Teilnahme zugehört haben. Es hat mir wohlgetan. Und darum sollen Sie auch das Letzte und Beste wissen, was mich mit meinem Staudenkerlchen verband. Würde es mir doch gegeben, die rechten Worte dafür zu finden.»

Er hielt inne und sann. Alle Härte war jetzt aus seinem Antlitz gewichen, als er innig und leise begann: «Ich hatte ein grenzenloses Vertrauen zu ihm, und es hatte grenzenloses



Vertrauen zu mir, wer hat die Probe besser bestanden, das Tier oder der Mensch? Und dennoch hatte ich es grenzenlos lieb, und es hat wohl auch mich richtig lieb gehabt. Ich habe so ganz und gar mit und in ihm gelebt und es auch mit und in mir, oh, es kannte mich gut! Es hat mich einmal angesehen in seinen letzten Tagen wie kein Tier einen Menschen ansieht, so ernst durchdringend und alles wissend, daß mich schauerte. Herr, ich glaube, es war ein Engel in dem Tierchen. Nur ein Engel konnte mich erlösen von dem, wogegen ich schier mein Leben lang sieglos stritt.»

«Engel können nicht sterben», warf ich ein, ich konnte das Belehren auch jetzt nicht lassen.

«Nein. Aber sie können uns verlassen. Wenn sie sehen, daß einem nicht zu helfen ist.»

Wieder mußte ich ihn unterbrechen. «Sie widersprechen sich. Man müßte in diesem Falle schon sagen: wenn sie sehen, daß ihre Mission erfüllt ist.»

Er blickte mich im Innersten betroffen an. «Sie glauben — — ? Dann — dann wäre — wäre ja alles so vorausbestimmt gewesen? Daß ich das Tierchen am Weihnachtstage fand, daß ich es so grenzenlos lieb gewinnen und dann verlieren mußte? Sie glauben wirklich daran?»

Ich zuckte die Achseln. «Ich rede nicht gern von solchen Dingen. Sie liegen jenseits der Grenze unseres Verstandes und verführen allzuleicht zu Hirngespinnsten. Sicher scheint mir in Ihrem Falle nur, daß Sie ein sehr liebes Haustierchen vielleicht allzu kurze Zeit Ihr eigen nennen durften und daß es Ihnen mit seinem Sterben einen großen Dienst geleistet hat. Sie dürfen es füglich betrauern, sollten es aber nicht über seine von der Natur gezogenen Grenzen hinauf ins Menschliche und gar noch darüber hinaus erheben wollen.»

Er schwieg, die Stirne in die Hand gestützt. «Jaja! Sie mit Ihren von der Natur gezogenen Grenzen!» kam nach einer guten Weile seine

Entgegnung. «Sind Sie sicher, daß diese Grenzen von der Natur gezogen und ein für allemal unverrückbar sind? Was wäre der Mensch heute, wenn er nicht in Urzeiten einmal über die «von der Natur gezogenen Grenzen» hinausgestrebt hätte? Sind Sie dessen gewiß, daß es nicht auch heute noch Kreaturen gibt, die über diese Grenzen hinaus möchten?»

«Und es doch nicht können.»

«Ja! Wollen — und nicht können. Und das mitansehen zu müssen bei einem Wesen, das man lieb hat, das kann sehr weh tun. Sie hätten dabei sein müssen. Vielleicht hätte es Ihnen nicht weniger weh getan als mir.

Es geschah in der letzten, bösen Zeit seines Lebens, zwei-, vielleicht dreimal, ich weiß es nicht mehr gewiß. Es lag mir im Schoße, ich war sehr lieb zu ihm gewesen, hatte es gestreichelt und getröstet, weil die schöne Mamsell wieder einmal unfreundlich zu ihm gewesen war, — da begann etwas in ihm zu arbeiten, es sah mich an, es quälte sich, mir etwas zu sagen. Kein tierisches Miau, Herr, es ging um mehr! — Es quälte sich umsonst, es kam nichts als ein einziges kurzes «Mäc». Dieses armselige, dieses rührende «Mäc»! Was wollte es damit sagen? Wollte es mir sagen, daß es mich lieb habe, wollte es mich um etwas bitten, wollte es mir etwas klagen? Ich weiß es nicht, ich verstand es nicht, und mein armes Kerlchen fühlte es, daß ich es nicht verstand.

Daß meinem Staudenkerlchen, das jetzt drüben am Buschrand vermodert, daß es ihm trotz allem Sichmühen nicht gegeben war, sich mir verständlich zu machen, daß wir uns so nahe waren und doch durch eine unüberbrückbare Kluft himmelweit getrennt, das wird in mir schwären und brennen, solange ich lebe. Was ist denn unsere feine Menschenklugheit wert, was unser Wissen um weltweite Dinge, wenn sie uns nicht einmal dazu fähig machen, unsere liebsten unter den ungesegneten Mitgeschöpfen zu verstehen!»

«Ich gebe Ihnen in Ihrem besonderen Falle gerne recht. Sonst aber: Es ist am Ende doch

die Frage, wie viel oder wie wenig uns damit verloren geht», glaubte ich einschränken zu müssen.

«Frage? Für mich ist es keine Frage. Ich glaube, daß hinter dem Vorhange, wo das weite Feld der Instinkte sich zu breiten beginnt, — daß dort noch recht manche Erkenntnis zu finden wäre, die unserer Superklugheit ungeahnte Lichter aufstecken könnte. Da bin ich nun einmal nicht zu belehren, mein Herr. Ich bin ganz und gar auf mein verlorenes Tierchen eingeschworen, und wenn in der guten Stube des Himmels kein Raum ist für mein Staudenkerlchen, so möchte ich auch nicht dort wohnen, dann möchte ich lieber bei ihm in der mindern Stube sein. Es wäre dann keine Kluft mehr zwischen uns, wir würden einer des andern Sprache verstehen und könnten uns alles sagen, was uns in

diesem Leben verschlossen blieb. — Aber was erzähle ich Ihnen da für abwegige Dinge, was werden Sie von mir denken! Schluß!»

Er trank hastig sein Glas leer, erhob sich und schritt der Türe zu. Dort wandte er sich noch einmal um: «Dank für die Bewirtung, Herr, und noch mehr Dank für Ihre Teilnahme. Leben Sie wohl und vergessen Sie, was ich Ihnen vorgeplaudert habe. — Denn, nicht wahr: es war am Ende doch nur eine Katze.»

Nein, ich habe seine Geschichte nicht vergessen. Sie bewegte mich noch lange, als ich mit dem Lokalbähnchen und später mit dem Schnellzuge meiner Stadt entgegenfuhr. Nur eine Katze? Trotz aller Einwände, die ich mir machte, das «nur» fing an, mir zweifelhaft zu werden.